

18]

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Czechischen.

„Ich! Wenn Du mußt, zeig' ich Dich an, daß Du den Pavel erschlagen hast.“

Bei diesen mit unterdrückter Wuth vorgebrachten Worten richtete sich Wenzel vor Lena auf und sah sie spöttisch an.

Erst heute, nachdem Lena sich entfernt hatte, war ihm die Drohung eingefallen, als er auf ein Mittel sann, wie er alle Beziehungen zu ihr endgiltig abbrechen und sich furchtbar machen könnte. Er jubelte, als sich ihm's so schiedte, er erinnerte sich an alles einzelne, was Lena ihm von den bewußten Pavel seinerzeit erzählt hatte, und schöpfte wieder Verdacht, daß es mit einer bloßen Verwundung damals nicht abgethan war. „Möglich, ich treib' sie so am besten von Kzepowiz fort,“ kalkulierte er und freute sich bereits auf die Wirkung seiner Drohung.

Einen Augenblick lang wußte Lena nicht, wie ihr geschah. Ihre Augen rollten wild, die Hände ballten sich. Dann wandte sie rasch den Kopf, als wollte sie sich vergewissern, daß niemand sie beobachtete. Sie sah die Arbeiter, die die Rüben in die Handwagen strichen, und fuhr sich mit den Händen ins Haar, als rief sie sich etwas ins Bewußtsein. Gleichzeitig brachte sie ihr Gesicht dicht an dasjenige Wenzel's heran und sprach mit gedämpfter, aber vor höchster Aufregung zitternder Stimme, auf jedes Wort Nachdruck legend: „Du mich anzeigen? . . . Du? . . . Ich erschlag' Dich . . . Du . . . niederträchtiges Vieh! . . .“

Dabei erhob sie drohend ihren Arm über Wenzel's Kopf. Er lachte frech auf und sagte halbblaut mit deutlichem Spott: „Kriegst paar Hiebe und trollst Dich wie jede andere!“ Dann mit erhobener Stimme: „Hundsstott . . . die Messer reich' mir!“ Er setzte über die Treppe und stellte sich auf die Plattform der Schneidemaschine.

In Lena's Innern loderte es wild auf. Ihr Herz pochte zum Zerspringen. Eines zusammenhängenden Gedankens war sie nicht mächtig; sie reichte in einem fort die unrichtigen Einlagen hin, und es war ein Wunder, daß Wenzel sie nicht mit dem Hammer schlug.

„Anzeigen will er mich . . . er?“ wiederholte sie sich stet3. „Wegen des Pavel? . . . Hab' ich ihn denn erschlagen? . . . Er kam ja bald wieder auf . . . und der Schuft weiß es sicher. Er will aber lügen, die Kanaille . . . Er will mich los werden . . . er muß sterben . . . es muß sein!“ . . .

Als die Messer eingeseht waren, wankte sie zurück auf ihren Platz. Wenzel sprang von der Plattform herab und rief ihr noch zu: „Lass' die Maschine sofort angehen, wenn ich Dir's sag'!“ Hierauf nahm er die Delfanne und drückte sich, um das Lager einzuschmieren, zwischen den ruhenden Riemen hindurch . . .

Es war um ihn geschehen.

Eine wilde Flamme brach aus Lena's Augen hervor. Sie slog auf die Estrade, war mit einem Satz bei dem Hebel, schob ihn mit dem Fuße weg und stemmte sich gegen die Wand, damit man sie nicht fortreißen könne.

Die Riemen setzten sich schnurrend in Bewegung.

„Warte . . . so war . . .“ — — —

Ein langer, gellender, entsetzlicher Schrei . . .

Die Schneidemaschine ging leer . . .

„Abstellen! Abstellen!“ schrien die Arbeiter.

Lena stand wie festgerannt, den Fuß am Hebel. Ein Arbeiter sprang auf sie zu, wollte sie hinabreißen. Sie packte ihn bei der Gurgel und schleuderte ihn zurück.

„Lass' mich! Er hat's verdient . . .!“

Sie rief es mit schrecklicher Stimme, dann preßte sie die Hände an die Schläfen und fiel mit einem Aufschrei auf den Boden der Estrade . . .

„Die Maschine abstellen!“ hallte es mächtig durch den Raum. Darauf verstummte der Fabrikslärm. Die Schneidemaschinen und Aufzüge standen still. Die Arbeiter liefen dort zusammen. Nachdem die Riemen entzwei geschnitten worden, zog man Wenzel hervor.

Er war ohnmächtig, bewußtlos, auf seinem Gesicht lag Leichenblässe . . . Es entstand eine schreckliche Verwirrung. Beruna war dabei mit aufgesprungen Augen; dann lief sie hinab und sah, wie Wenzel's regloser Körper nach dem Laboratorium transportirt wurde. Die Füße versagten ihr den Dienst. Sie folgte in einiger Entfernung bei der ungewohnten Stille dem traurigen Zuge, ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Thräne zu vergießen. Bei der Rübenkammer war eine Schaar von Weibern und Mädchen, sie rangen die Hände, weinten und jammerten.

Ein altes Weib umarmte mit einem Male Beruna und rief schluchzend: „Du mein liebes Kind, das hat noch über Dich kommen müssen! Darauf warst Du nicht gefaßt . . . Und er hat Dich so gern gehabt . . .“

„Er? . . .“ versetzte Beruna bündig und trocken. Es klang ein Vorwurf und eine Verneinung heraus.

„Und wo ist die Berrückte?“ rief ein anderes Weib mit rauher, heiserer Stimme.

„Nicht auslassen aus der Fabrik, bis der Gendarm kommt!“ schrie jemand.

Die Männer hatten Wenzel ins Laboratorium gebracht und betteten ihn sorgsam auf ausgebreitete Decken. Man öffnete ihm aufmerksam Blouse und Hemd. Am Brustkorb und Nacken waren breite, blutunterlaufene Striemen. Aus dem Munde kam ein Röcheln, die Augen waren verglast.

„Da giebt's wohl keine Hilfe mehr . . .“ bemerkte der Adjunkt.

Auf die von großen Schweißperlen bedeckte Stirn legte man dem Verwundeten einen kalten Umschlag.

Sein röchelnder Athem ward unregelmäßig, setzte zeitweilig aus. Es war ein schreckliches Schauspiel.

Ringsherum standen der Direktor, die Adjunkten, der Maschinist, und etwas weiter weg drängten sich Schlosser von der Tag- und Nachtschicht, Arbeiter von den Diffusoren und Filtern, die Weiber und Mädchen aus der Rübenkammer. Vor dem Laboratorium harrete die übrige Arbeiterschaft.

Der Adjunkt beugte sich vor über den ausgestreckten Leib und sagte: „Es geht mit zu ihm End!“ Darauf knieten alle nieder und fingen an zu beten.

Kucharz, der neben Beruna in die Knie gesunken war, erinnerte sich jenes Tages, da Lena in die Fabrik gekommen, sowie der Unterredung, in der Wenzel das stolze Wort fallen ließ: „Die möcht' ich sehen, die sich rächen thät!“ Als Kucharz sich über dieser Erinnerung ertappte, fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und betete lauter, um beim Anhören der Worte seine Aufmerksamkeit an diese zu fesseln und für das Gebet Erhöhung zu finden.

Als nach kurzer Zeit der rasch herbeigeholte Arzt erschien, konnte er nur noch den eingetretenen Tod konstatiren.

Während dies im Laboratorium vor sich ging, lag Lena, das Gesicht nach oben, auf der Estrade, und neben ihr vornüber geneigt kniete ihr Vater, der aus dem Spodiumraum herbeigeeilt war. Erbjengroße Thränen rannen dem Niesen über die geschwärtzten Backen und fielen in schmutzigen Tropfen auf die Brust der Tochter nieder. Unten bei den Schneidemaschinen stand ein Trupp Arbeiter.

In dieser Ecke war es fast noch stiller und unheimlicher als im Laboratorium. Kein lautes Wort wurde gesprochen, niemand wagte es, Lena eines Mordes zu beschuldigen, niemand sprach ein Wort des Jornes und der Vergeltung. Alle fühlten, daß hier kein Verbrechen verübt worden war, und dem Unglück gegenüber verhielten sie sich stumm. „Es kam die Tobjucht über sie,“ dachte die Mehrzahl der Arbeiter. Diejenigen aber, die Wenzel's Benehmen dem Mädchen gegenüber kannten, fügten wenigstens im Stillen noch hinzu: „Er selber hat sich die Strafe zugezogen.“

„Sie ist mehr zu bedauern als er“, sprach einer mit leiser Stimme.

„Er hat sie ärger behandelt als einen Hund“, bemerkte ein zweiter, und dann verstummten sie alle, so daß für einen Moment Grabesstille eintrat, als ob auch hier ein Mensch im Sterben liege . . .

Lena war auch nicht weit davon entfernt. Während ihr Gesicht früher von Fieber und innerer Erregung glühte, war es nun kreidebleich; auch aus den Lippen war alles Blut entwichen. Von dieser fahlen Blässe hoben sich die blauen und

purpurnen Wunden deutlich ab. In dieses Gesicht hatte Wenzel selbst sein Urtheil hineingeschrieben . . .

Als endlich der Gendarm mit dem Gemeindevorstand sich am Thortor einfand, wurde ein Wagen requirirt, um die Schuldige aufzuladen. Alle Bemühungen, sie auf die Beine zu stellen, erwiesen sich als fruchtlos. Es war, als ob ein Rest von Kraft sich bloß bis zum Vollbringen der letzten That in ihrem durch die Noth des Lebens gezeichneten Körper behauptet hätte.

Man beförderte sie ins Inquiritenspital des Kreisgerichtes, wo sie am Abend des nächsten Tages an Hirnhautentzündung verschied . . .

In der Fabrik forderten der Direktor und der Adjunkt, kaum daß man Lena von der Estrade heruntergebracht hatte, die Arbeiter auf, ihre Plätze einzunehmen.

Die Treibmaschine wurde in Gang gesetzt, die Schneidemaschine, die Tonzza Jarosch bediente, verrichtete wieder ihr Werk, nur die andere stand noch still. Unten nähte der Riemer den Riemen zusammen, damit auch diese mobil gemacht werde.

Bald war der Riemen wieder ganz und wurde aufgeworfen. Die Schneidemaschine, bereits mit Rübe gefüllt, wurde in Gang gesetzt. Die Riemen gaben einen knirschenden Laut von sich, im Korb knisterte es, und lange Schnitzeln flogen ausß Blech heraus. Diese Schnitzeln rührten noch von den von Wenzel eingesetzten Messern her! — Veruna, die gleichfalls, obzwar sie sich sträubte, zur Arbeit zurückbeordert war, wunderte sich über die Schnitzeln, daß sie so weiß waren. „Mein Gott, ist's denn möglich, daß alles so wie früher ist, als ob nichts geschehen wäre? — Bleibt denn die Maschine nicht von selbst stehen, wird die Schneidemaschine regelmäßig weiter schneiden, stürzt der Aufzug nicht zusammen, werden die Riemen nicht plagen, werden die Leute nicht fortrennen von der Arbeit, um über das Geschehene nachzusinnen und zu beten? . . .“ So fragte sie sich in ihrer Erregung.

Der Boden der Estrade brannte ihr unter den Füßen. Das Klappern des Aufzuges, das Geräusch der Schneidemaschinen, das Rufen bei den Diffusoren, das Rumpeln der Schiebwagen betäubten sie. Eine unsägliche Angst, man könnte in einem Augenblick wieder einen Todten irgendwo hervorzerren, bemächtigte sich ihrer. Sie erblaste und zitterte. Die hohen Wände, der schwarze Balkenplafond, das graue, breite Fenster ängstigten und schreckten sie. Und noch mehr die Menschen hier. Sie haben kein Gefühl. Sie arbeiten, als wäre nichts geschehen, bewegen sich gleich den Maschinen nach wie vor. Und sie selbst — schiebt sie denn nicht die Rübe in den Korb? . . .

Alles ekelte sie mit einem Mal an, sie ward erfüllt von Trauer über sich selbst. Jetzt erst wäre sie im Stande, über Wenzel und Lena zu weinen. Die Thaten beider erschienen ihr nicht so entsetzlich.

Als sie früh Morgens aus dem Fabrikthor ins Freie trat, sagte sie zu Rucharz: „Gott soll mich behüten, daß ich noch einmal herkomme.“

Rucharz kündigte die Arbeit noch am selben Abend.

Die infolge des Unglücksfalles in der Rzepowitzer Zuckerrabrik eingeleitete gerichtliche Untersuchung ergab ein sehr geringfügiges Resultat. Nach ermüdender Einvernahme einer Reihe von Zeugen, Gerichtsarzten und Sachverständigen, erging seitens der Behörde der Auftrag, in der Mauer hinter der Transmiffion eine manns hohe Oeffnung zu machen, damit es ermöglicht werde, die Lager einzuschmieren, ohne daß der Schlosser genöthigt sei, sich zwischen den Riemen hindurchzuwinden.

Diesem behördlichen Auftrag wurde ungesäumt entsprochen. — —

Ende.

(Nachdruck unterlagt.)

Schlächter Tobias.

Erzählung von Jonas Lie.

Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von G. Brausewetter.

Um acht Uhr morgens, als der Kramladen des Landhändlers geöffnet wurde, stand „Schlächter Tobias“ an der Thüre.

„Willst Du bezahlen? Hast Du Fische? . . .“

„Nein, behüte, Väterchen! — diesmal nicht!“

„Dann ist es am besten, Du machst, daß Du weiter kommst . . .“

„Alles muß einmal ein Ende haben, mein lieber Tobias!“

„Ich dachte nur an ein bißchen Mehl, Väterchen! . . . Auf neue Rechnung . . . Ich werde schon Fische bringen, wenn sie nur erst in den Fjord kommen.“

„Auf neue Rechnung! Hi hi hi! auf neue.“ — Der Krämer spuckte ärgerlich weit über den Ladentisch hin; er war noch verdrießlich und Tobias das erste Opfer seiner schlechten Laune — „Rechnung? So, so . . . Ja, ich werde Dir auch gerade neue Rechnung gewähren. Du Lump! Nein, ich denke, Du sollst erst die alte abverdienen. Aber die soll wohl null und nichtig sein, nicht wahr? Ich sage Dir, die Wände sollen Dir daheim widerklingen, Du betrügerischer Hund, Schurke Du! Und damit Du es nur weißt, nun lasse ich Dein ganzes Gerümpel draußen zur Auktion bringen!“

„Aber, liebes Väterchen, Ihr könntet doch noch warten, bis ich sehen kann, wie es mit dem Winterfisch geht, dann werde ich schon bezahlen.“

„Wie oft hast Du das nicht schon gesagt, Tobias! Denk nur einmal nach!“

„Ich werde schon, wenn Ihr nur Geduld habt, Väterchen! Ich habe doch schon manche Tracht Fische hergebracht — und vieles Gute dafür bekommen. Das kann ich nicht anders sagen! Aber nun wollen wir vom Mehl sprechen.“

„Meinst Du, ich soll Deine ganze Kinderschaar füttern? — Geh' zur Kasse!“

Das letzte Wort durchfuhr Tobias wie ein Messer; ein Glanz leuchtete in seinen Augen auf, und er zog mit einer gewissen Würde sein in einer Messingscheide steckendes Messer hervor.

„Seht her, Väterchen! Hier leg' ich Euch mein Messer hin. Wenn Ihr zu Weihnachten schlachten lassen wollt, werde ich kommen und es holen, und dann könnt Ihr für's Schlachten geben, was Ihr wollt — wenn ich jetzt nur in mein Boot ein Viertel Mehl und ein wenig Hering mitbekomme . . . Und dann ein bißchen Salz . . . und —“

„Für keinen rothen Heller weiter! Aber das sollst Du haben, Du Lump, der Du bist. Läßt Du aber und kommst Du nicht, wenn ich nach Dir schicke, dann hast Du Dein Schlachtmesser hier zum letzten Mal gesehen!“ Er schloß es in die Schublade, so daß das Schloß knackte.

Als Tobias in dem Regenwetter wieder am Lande entlang nach Hause fuhr mit Lebensmittel-Vorrath im Boote und er gegen die fürchterliche Meeresströmung zu rudern hatte, sumnte es ihm in den Ohren, daß der Landhändler ihm so bestimmt mit der Auktion gedroht hatte. . . .

Aber er hatte dieses Wort schon so oft gehört und es war immer wieder nichts daraus geworden. Es war damit gerade so, wie wenn der Landhändler ihn einen Schurken und Lumpen nannte. Das war nur so ein Schlechtwetter-Laut, der damit verbunden war, wenn er keine Fische oder Lebern mit hatte. Er war wie die Peitschenknalle über dem überhitzten Pferde; dieses weiß auch, daß die meisten davon in der Luft verloren gehen.

Anstatt aber daran zu denken, wie er sich abrackern mußte und blechen und schinden, bald unter den Kosten der Exekution und bald unter denen der Auktion, zog er es lieber vor, davon zu träumen, was sie alle daheim sagen würden, wenn er nun ankäme. Und er sah jedes Gesicht vor sich, während er die Ruder handhabte und ab und zu schräg gegen die Wellen halten mußte, wenn sie allzu stark wurden. Aber er meinte, es würde recht gemüthlich werden, einige Tage in Frieden zu verbringen und unten im Bootschuppen zu arbeiten oder während der Abende am Herde zu sitzen und die Komagen für Martha, Malvina und alle Jungen auszubessern oder zu schmieren, während sie am Boden um ihn herumspielten und bald sinnlich und bald norwegisch schwagten.

Die Stellung des Tobias in seiner Gemeinde war eine sehr verwickelte; man konnte über sie durchaus nicht so leicht ins klare kommen. Und sie war auch nicht ohne ihre bedenklichen Seiten für andere. Er schwebte immer wie ein Vogel, über den man im Zweifel ist, ob er sich in der Höhe halten oder sich ermüdet niederlassen wird, gleichsam lothrecht über der Armenkasse der Gemeinde. Und mit dem spannenden Schauspiel, ob diese dürftige, ausgepreßte Einrichtung mit Geld und Unterstützung für ihn und seine zahlreiche Familie herausbrücken sollte, hatte er seine dafür äußerst interessirte Gemeindegemeinschaft nun schon eine Reihe von Jahren unterhalten.

Daß diese gerade die freundlichen Zuschauer sein sollten, war nun eigentlich nicht zu erwarten. Jedes Kind, das ihm geboren wurde, kam gleichsam unter einem allgemeinen Seufzer der Gemeinde und sorgenvollen Stöhnen zur Welt. Jedes Kleine war nur ein neuer Saß in dem Drama, erhöhte die Erbitterung und die Spannung, wie es nun dem Tobias draußen auf der Klippe ergehen würde.

Zwischen ihm und der Armenkasse war nicht mehr als Haaresbreite, ja es war niemals mehr gewesen. Aber die Haaresbreite, die ihn davon trennte und der soviel Dunkles prophezeit war, hatte sich bis dato erhalten. Sie lag so günstig zwischen widerstreitenden Interessen, daß sie zu einer ganzen, wenn auch schwankenden Planke wurde, auf der er über dem Abgrunde stand; denn stieß ihn der Leusmann vom Block und rupfte ihn wegen seiner Schulden ab, dann plumpste Tobias mit Frau und allen seinen acht Kindern gerade in die Fürsorge der Armenkasse hinein; und dann hatte man nur mit der anderen Hand zu bezahlen, was man ihm mit der einen genommen.

Wie er in die Gemeinde hineingekommen war, diesen armen Kjefford-Muez, wo er vom ersten Tage an so wenig hingehörte, wie der Mond?

Das Unglück schrieb sich davon her, daß das gelbe Pferd Hans Harstadt's sich am Steinabhang das Bein brach. Natürlich wollte weder auf noch außerhalb des Hofes sich jemand zu der Zigeuner- und Wanditenarbeit hergeben, das Thier abzudecken. Aber die Haut mußte doch in irgend einer Weise herunter, und da waren sie froh, den Tobias dazu zu bekommen.

Er war am Tage vorher auf den Insimannsplatz gekommen ohne offenbar mehr sein eigen zu nennen, als die Birkenrindentasche mit kleinem Werkzeug, die er in der Hand trug, und dann eine Fellbede an einer Schnur auf dem Rücken. Er hatte weder Angehörige noch Verwandte dort in der Gemeinde, die über ihn erzöhlet wären, wenn er ein Pferd abdeckte, dagegen konnte er eine Tageslohn und ein blaßes Zwölfschillinglud verdienen.

Aber aus dieser Abdecker-Geschichte auf Harstadt entstanden allerhand Konsequenzen!

Denn da er es so fein und geschickt gemacht hatte, wurde ihnen sofort klar, daß er ein überaus nützlicher und gewandter Kerl sein müßte, wenn man etwas zu schlachten hätte. Kein Loch oder eine dünne vom Messer herrührende Stelle war in der Pferdehaut zu sehen. Und als er dann auf eigene Rechnung das Thier öffnete und die Därme ausnahm, geschah es mit so geschickten Aufschlitzungen und in solch einer Geschwindigkeit, daß Hans Harstadt ihm sogleich auftrag, seine beiden Weihnachtschweine zu schlachten. Und damit war das Spundloch eingeschlagen!

Nun bestellten sie ihn überall in den Höfen zum Schlachten.

Das hieß natürlich einem fremden Tagelöhner ordentlich Eingang verschaffen; er wurde förmlich zum Gemeindefleischer ernannt, gleich wie ein anderer Dorfschuhmacher oder Dorfschneider ist.

Vier Schillinge für ein Schwein, acht für eine Kuh, sechs für eine Färse außer der Kost! Das Geld steckte er in die Tasche. Und dann hatte er seinen Antheil an den Därmen, aus denen er Schnüre für kleine Dorschangeln machte und zum häuslichen Fischfang längs des ganzen Kjeffordstrandes verkaufte. Dazu kam, daß er sich überall nützlich zu machen wußte; er richtete Frieswälfen ein, stellte Rattenfallen auf, theerte Boote und setzte Fischgeräthe in stand.

Ab und zu verschwand er und blieb einige Monate fort, und dann konnten sie lange nach dem Tobias anschauen, wenn sie Schlachtstage angefeht hatten.

Aber zur rechten Zeit war er doch, so sicher, wie der Schlachtmonat im Kalender, wieder da, und zog von Hof zu Hof am Fjord entlang. Er hatte dann gern ein paar Duzend Schneehühner mit, von denen er behauptete, daß er sie oben auf den Bergen in Fallen gefangen hätte. Ueberall war er beliebt und willkommen, da es auch ein ganz anderes Vergnügen für die Dorfleute war, beim Schlachten zuzusehen, wenn er es besorgte.

Aber die glücklichen Tage Tobias', da er die Annehmlichkeit der Volksgunst in der Gemeinde genoß, sollten nur allzubald eine jähe Veränderung erleiden. Der Lensmann war plötzlich mit wahrem Feuerreifer und Jagdglut hinter „Landstreichern und allerhand losen Gesindel“ her, das angehalten und zur Anfassigmachung gezwungen wurde. Und eine Rathe drang der Lensmann selbst bei seinem Streifzug dem Tobias auf seinem eigenen Grund und Boden draußen im Kjefford auf mit allen üblichen Klauseln und Bestimmungen betreffs einer hinterlassenen Wittve und aller Angehörigen.

Etwas anders dachte der Lensmann ja über die Sache, als er im Jahr darauf im Herbst einen Ausflug in die Scheeren hinaus unternahm und fand, daß Tobias dort mit Martha Malvina und zwei Kindern im Nest saß!

Nun wollte er, daß sie von einander sollten und drohte mit der Strafe des Gesetzes! Martha Malvina sollte zu den Seefinnen heimgesandt werden, zu ihrem Vater drinnen in Sejebotten, wo Tobias seinen Wohnplatz gehabt hatte, bis der Lensmann ihm hier ein Haus zur Unterkunft gewährt. Dorthin war er bei gutem wie schlechtem Wetter viele Meilen weit in all diesen Jahren über die Berge geklettert, seit er sie kennen gelernt hatte, als er einmal auf die Seehundjagd ging.

Aber Tobias widersehte sich nun der Gewalt; er ging zum Küster und verlangte Aufgebot und Trauung und Taufe — alles zugleich.

Und dann mußte der Pfarrer trauen und taufen, und der Küster sagte Amen dazu, obgleich er in der Armenkommission saß.

Der Pfarrer predigte von Leichtsinne und Armut — und Martha Malvina weinte. Sie verstand es nicht besser; aber sie meinte, es wäre so außerordentlich schön und so sonderbar, daß sie nun plötzlich richtig verheirathet wäre und einen Jungen hätte, der wirklich Johann hieß, und einen, der wirklich Andres hieß und nicht nur so genannt wurden.

Als sie heimwärts zuderten, und die Kleinen mit Kringlestücken im Munde im Hintertheil des Bootes lagen, war sie so überglücklich, daß sie sich fortwährend nach ihnen umsehen mußte, und dann in ihrem Halbsinnlich rief:

„Wieviel Kinder hast Du mit Deiner Fran, Tobias?“

Aber daß es für kleine Leute nicht so günstig ist, einen Lensmann in Ungelegenheit zu bringen, das sollte Tobias dann sowohl gelegentlich der Grundmiethel, als der Kaufmannsschuld zu fühlen bekommen.

Und wäre nicht die Armenkasse gewesen, in die der Lensmann ihn so ungern hineintreiben wollte, dann —

So war der Himmel Tobias eigentlich immer voll drohender Gewitterwolken. Das eine Unwetter vertrieb ständig das andere, aber dennoch ging es mit zerrissenem Segel und zerbrechlichem Boot weiter.

Aber in derartigen schwierigen Tagen kann oft eine ganz kleine Ursache Katastrophen hervorrufen und so viel hinzufügen, daß das Ganze das Gleichgewicht verliert.

Tobias hatte gleichsam eine Art gewitterschwüler Ahnung von etwas der Art in sich, als er eines Sonntags spät im Herbst unten am Bootshause stand und sinnend einen seiner Komagen betrachtete, dessen Rath aufgetrennt war.

Eines der Kirchenboote hatte ihm Botschaft vom Lensmann gebracht, daß er am Dienstag in acht Tagen zu ihm zum Schlachten kommen müßte. Aber die Sache war nun die — und das machte ihm solches Kopfzerbrechen, daß sich fast seine Haare sträubten — daß auch der Landhändler für denselben Dienstag nach ihm geschickt hatte. Sie hatten wohl alle beide den Kalender um Rath gefragt; alle beide wollten schlachten, während der Mond noch im ersten Viertel stand, da das das Fleisch haltbarer macht.

Zu wem sollte er nun zuerst hinfahren, zum Lensmann oder zum Landhändler? Mit dieser Frage im Kopf wanderte er langsam bergauf und kam endlich in die Stube hinein, wo Martha Malvina auf finnische Weise beim Herde lauerte, während der Kleine die Händchen nach den Zweigen ausstreckte, mit denen sie Feuer anmachte.

Er stand eine Weile und schob seine Zipselmütze hin und her, setzte sich dann auf den Bettrand und rückte weiter an seiner Mütze.

Diese konnte auf diese Weise wohl zweimal auf seinem durch Deuten überanstrengten Kopf herumgekommen sein, als er es am besten fand, sein Herz dadurch zu erleichtern, daß er seine Sorgen seiner gelbbraunen, schiefäugigen Ehehälfte anvertraute.

So?“ plakte sie plötzlich heraus, „Sie sind doch nicht verrückt und verdreht, daß Du an zwei Stellen auf einmal sein sollst“ . . . Da müßte sie lachen!

Aber so verrückt wären sie nun. Sie sah eine Weile ins Feuer und äußerte dann entschieden:

„Der Landhändler geht vor!“

„Wenn aber der Lensmann böse wird? Dann? . . . Er bellt nicht, er schnappt gleich zu, der Kerl!“

„Ach, er frist die Leute wohl auch nicht auf, denke ich!“
(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Das ideale Pferd. Die Wochenchrift „Sport im Bild“ theilt folgende Anekdote mit: Um ein Pferd zu kaufen, begab sich kurz vor Weibnachten ein Mann auf eine Auktion. Er fand dort eine ziemlich Auswahl von Thieren von guter Herkunft, doch schien ihm keines so recht zu passen. Endlich jagte er zu dem Auktionator, der ein alter Belannter von ihm war: „Ich kann ein solches Pferd nicht brauchen. Die fressen erstens zu viel, und dann sind sie zu schwer und auf der andern Seite wieder zu empfindlich. Sie würden mehr Pflege brauchen, als meine Leute Zeit hätten ihnen angedeihen zu lassen. Ich suche ein Thier, das wenig frist, klein und leicht ist, und doch ein elegantes Neuzere hat; dazu soll es ruhig und ausdauernd sein, soll sich eventuell für eine Dame eignen, und auch wieder schnell sein, wenn es verlangt wird.“ Der Auktionator hatte aufmerksam zugehört, dann sagte er: „Ob ja, ich verstehe Sie schon, doch was Sie da verlangen, das ist überhaupt kein Pferd, sondern ein Fahrrad!“

— Straffällige Zugverspätung. In Paris hat ein Arbeiter, der infolge Verspätung eines von ihm benutzten Zuges der Ringbahn zu spät zur Arbeitsstätte kam, die Ringbahn-Gesellschaft beim Friedensrichter auf Schadensersatz verklagt. Das Urtheil besagt, die Jurisprudenz sei einig in der Annahme, daß die Tarife der Eisenbahnen und ihre Fahrpläne in allen ihren Theilen, betreffend Fahr- und Fracht-Preis, Art, Zeitpunkt und Dauer des Transports obligatorisch sind und daß die Vorbehalts-Klauseln nicht die Wirkung haben, daß die Eisenbahn-Gesellschaften von jeder Verantwortlichkeit befreit sind. Die Gesellschaft wurde somit zu 5 Frcs. Schadensersatz an den Arbeiter für eine halbstündige Verspätung verurtheilt.

— Eine Energische. Ein Chicagoer Blatt bringt folgenden Ausruf: „Gestohlen oder verlaufen ein Individuum, das zu heirathen ich dunm genug war, als ich mich eines Tages außergewöhnlich einsam fühlte und zu faul war, mich nach einem andern umzusehen. Er schaut wie ein anständiger Kerl aus, doch ist er sehr charakter-schwach; dessenungeachtet ist er klug genug, immer heimzukommen, wenn es regnet, es sei denn, ein hübsches Mädchen leih ihm seinen Regenschirm. Er hört auf den Namen Tom. Das letzte Mal sah ich ihn mit Julia Harris herumlaufen, und er sah gerade so närrisch aus wie immer. Wer immer den armen Teufel greift und ihn mir zurückstellt, so daß ich ihm seine fahrende Laune und seine Neigung zu Liebesabenteuern gründlich austreiben kann, ist hiermit freudlichst eingeladen, mit mir eine Tasse Thee zu trinken. Henriette A. Smith.“

Theater.

— Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wurde am Sonnabend das Volksstück von Max Kreker, „Der Lockvogel“, zum ersten Male aufgeführt. Der Autor hat weder viel

Können, noch viel Wollen an seine Arbeit verwendet. Genrebilder aus dem niederen Berliner Leben wurden ohne viel Mühe an einander gereiht. Manche treffende Beobachtung, mancher gut gefundene Charakterzug heben sich vom platten Grundton des Stückes ab. — Es ist die alte brutale Geschichte. Ein junges Mädchen, das in Berlin noch fremd ist, wird auf den Tanzboden geschleift, trifft dort den reichen jungen Mann, wird vom Wein erhit und „fällt“. All die Verführungsszenen in den Volksstücken sind so uniform, und die jungen Verführer sind allzusammen so uninteressant, so arm im Hirn. Der eigentliche Verführer im „Lockvogel“ ist wohl ein Weib, Rosa, die verlorene Tochter des Ehepaares Wättner. Sie ist der Lockvogel für Hanna Paasch. Wie sie verderbt wurde, so soll an andern auch geschehen. Sie duldet nichts Keines um sich und so ist es denn um Hanna geschehen. Auch Rosa zeigt dabei nicht viel Geist. Es sind im Grunde recht dumme Teufel, die in Kreber's Volksstück die Seele verschachern. Regie, wie Schauspieler gaben sich alle Mühe; ein lebhafter Erfolg wurde doch nicht daraus. Ganz wirksam gestalteten Fr. Hölgers (Hanna) und die Herren Ottomeyer (Hanna's Vater) und Samst ihre Rollen. Herr Samst spielte die originellste Figur des Stückes, den alten Wättner. —

Medizinisches.

— Eine bemerkenswerthe Operation hat Dr. Fricker in Odessa ausgeführt. Es handelt sich um die Deffnung des Magens einer 32jährigen Frau, in dem sich, nach der eigenen Aussage der Patientin, „eine ganze Niederlage von Sachen“ befand. Dr. Fricker berichtet über die merkwürdige Operation in der „Deutschen Med. Wochenschr.“: Vor anderthalb Jahren hatte der Verlust eines Kindes eine bald vorübergehende Nervenstörung bei der Patientin hervorgerufen. Dieselbe wiederholte sich, als vor 3 Monaten ein zweites Kind starb. Die Krankheit steigerte sich diesmal bis zu ausgeprägter Melancholie. Die Frau trank Petroleum und Karbolsäure, verschluckte Nadeln, kleine Knöpfe und Nägel. Da die gewünschte Wirkung nicht erzielt wurde, ging sie zu größeren Gegenständen über. Trotzdem die Patientin mittlerweile bereits in eine Heilanstalt überführt worden war, wußte sie sich doch Stahlfedern, Drahtstücke und Haarnadeln zu verschaffen, die sie verschluckte. Ferner der Reihe nach: eine Häkelnadel, Glasstücke, zwei Theelöffel, eine Gabel und ein größeres Stück Eisen. Die anfangs geringen Beschwerden nahmen immer mehr zu, so daß die Patientin, deren Geisteszustand allmählig wieder ein normaler geworden war, selbst auf sofortige Operation drang. Dieselbe wurde von Dr. Fricker in der Weise ausgeführt, daß nach Deffnung der Bauchhöhle ein 4 Zentimeter langer Schnitt in die Magenwand gemacht wurde. Mit Hilfe einer kleinen Zange gelang es dem Operateur, nicht weniger als 37 Fremdkörper aus dem Magen zu entfernen. Außer den bereits vorerwähnten zwei Theelöffeln befand sich in dem Magen ein Schlüssel, zwei lange Drahtstücke, 12 Glasstücke, ein nahezu 10 Zentimeter langer eiserner Fensterhaken, eine Stahlfeder, neun Nähneln, ein Stück Graphit, ein Schubknöpfchen, zwei Staniolklügeln und die bereits erwähnte 1 1/2 Zentimeter lange Häkelnadel. Die größte Schwierigkeit verursachte die Entfernung der 20 1/2 Zentimeter langen Gabel. Die meisten der Gegenstände hatten durch den Magensaft stark gelitten. Die Häkelnadel hatte übrigens die Magenwand durchbohrt und zur Bildung eines Taubenei großen Abscesses in der Bauchhöhle Veranlassung gegeben. Die Operation gelang. Die Ernährung der Patientin erfolgte die ersten fünf Tage durch Klystiere, dann wieder durch den Mund. Die Operation war am 6. Juni ausgeführt worden, am 12. Juli verließ die Frau geheilt das Krankenhaus. Sie befindet sich sehr wohl und hat seitdem bedeutend an Gewicht zugenommen. Es dürfte bei dieser Gelegenheit interessieren zu hören, daß bis jetzt in 54 Fällen auf operativem Wege die Deffnung des Magens erfolgte. Davon sind 44 Fälle = 81 1/2 pCt. geheilt worden. In keinem einzigen Falle aber handelte es sich um die Entfernung so vieler Fremdkörper wie in dem eben beschriebenen. —

Technisches!

— Der größte Dampfer der Welt. Die in Belfast fertig gestellte „Pennsylvania“ der Hamburg-Amerika-Linie ist aus Stahl erbaut. Die Länge des Schiffes beträgt 585 Fuß, die Breite 62 Fuß und die Tiefe vom Kiel bis zum Avingdeck 42 Fuß, der Tiefgang ist auf 28 Fuß bemessen worden. Das Displacement der „Pennsylvania“ beträgt 21 000 Tons. Das mit 12 Schotten versehene Schiff besitzt Quadruple-Expansions-Maschinen von 6000 indicirten Pferdekraften, die ihm eine Durchschnitts-Fahrtgeschwindigkeit von 14 Knoten verleihen. Der Dampf wird in vier gewaltigen Kesseln erzeugt. Neun Ladeluken sind zur Einnahme der Fracht vorhanden, es stehen 18 Dampfwinden und 4 Dampfträhne zur Verfügung. Für 200 Reisende I. Klasse ist Raum vorhanden, in der II. Klasse können 150 Personen befördert werden. 1000 Zwischendeck stunden Unterkunft in den ausgedehnten Räumen des Fahrzeuges. Sämmtliche Räume haben elektrische Beleuchtung; es kommen hier 725 Lampen à 16 Kerzen Lichtstärke in betracht. Der neue Dampfer hat vier Decks und die gleiche Anzahl Masten, der zweite Mast ist über Deck 27 Meter hoch. Der Umfang des Schornsteins 3,40 Meter, so daß der Innenraum der Größe eines kleinen Zimmers gleichkommt. Die Gesamtlänge des Schiffsrumpfes ist mit der eines achtschüssigen

Gaueses zu vergleichen. Die Besatzung besteht aus 150 Personen, wovon der dritte Theil auf die Bedienungsmannschaft der Maschinen entfällt; 30 Leute sind auf Deck und 70 Mann in den Rüchen und zur Bedienung erforderlich. 32 Stewards sind zur Aufwartung da, die gleiche Anzahl Heizer und Trimmer hat die Maschinen, Kessel etc. zu versorgen. Sechs Maschinisten sind engagirt, außerdem 4 Offiziere und — 16 Matrosen. —

Humoristisches.

— **Beinahe rasirt.** Aus Mex berichtet die „Mehrer Zeitung“: „Im Bartsaal erster Klasse des hiesigen Hauptbahnhofes spielte sich dieser Tage folgende lustige Szene ab: Mit Aufenthalt von knapp 35 Minuten bis zur Weiterfahrt in anderer Richtung war ein erschrocken wohlhabender Reisender eingetroffen, dem sein mehrere Tage alter Bartanflug lästig war, weshalb er dringend nach einem Barbier verlangte. Die Rasen spielten keine Rolle, und so wurde ihm in beflügelter Eile aus der Stadt ein solcher geholt. Figaro kam, mit allen schaumschlagenden Apparaten wohl versehen, an und seifte dem Reisenden nach allen Regeln der Kunst ein. Doch, o weh! Es ergab sich das Schreckliche, daß Figaro eine Kleinigkeit vergessen hatte — das Rasirmesser — und draußen pfliff die Lokomotive zur Abfahrt! Keine Feder beschrieb die Miene des waffenlos befundenen Bartkünstlers, die Wuth und Verzweiflung des Eingeweisten und die unbändige Heiterkeit des durch den Lärm hingelockten Publikums. Auch Wasser war nicht zur Hand und der „beinahe rasirte“ Reisende durfte sich glücklich schätzen, so wie er war, in der letzten Sekunde noch sein Koupee zu erreichen. Schneller aber wie er war Figaro verduftet. Er hatte sogar auf das ihm gebührende „Trinkgeld“ freiwillig verzichtet.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Ein Sohn Friedrich Hecker's, des einstigen badischen Revolutionärs, ist in Velleville, Illinois (Nordamerika) irrsinnig geworden. —
 — In Rom ist der deutsche Romandichter Konrad Tielman (Zitelmann) infolge eines Schlaganfalles gestorben. —
 — Der seit einigen Tagen herrschende Schneefall erstreckt sich über ganz Mitteleuropa. Aus zahlreichen Orten kommen Nachrichten über Schneestürme, steckengebliebene Eisenbahnen, Telegraphenstörungen, völlige Absperung von der Außenwelt. —
 — Eine Million Mark in Papiergeld wiegt: in Tausendmarkscheinen 2 Kilogramm, in Fünfhundertmarkscheinen 3,5 Kilogramm, in Hundertmarkscheinen 13 Kilogramm, in Fünfzigmarkscheinen 25 Kilogramm, in Zwanzigmarkscheinen 46,44 Kilogramm, in Fünfmarkscheinen 145 Kilogramm. —
 — Ein Lockmittel. „Der beste Witz, der innerhalb eines Monats von den Besuchern meines Lokals gemacht wird, für den sehe ich einen werthvollen Thalerbumpen als Prämie an. Das Preisrichteramt haben drei Stammgäste übernommen.“ Diese Ankündigung hat vor einigen Tagen ein Berliner Kneipwirth losgelassen. —
 — Eine gute Lunge. Ein junger Handwerker aus Krimitz i. M., der in Schwerin in Arbeit steht, wollte unlängst die Bahn von Krimitz nach Schwerin benutzen, hatte sich aber verspätet. Als er auf dem Bahnhofe erschien, setzte sich der Zug gerade in Bewegung. Schnell entschlossen lief der junge Mann hinter dem Zuge her, vermochte auch noch eine der vom letzten Wagen herunterhängenden Kuppelketten zu erfassen und machte nun, sich an dieser festhaltend, den Dauerlauf mit dem Zuge bis zu der 6,3 Kilometer entfernten nächsten Station Sudow mit. Dort bestieg er den Zug und fuhr nun vergnügt bis Schwerin weiter. —
 — Von dem Millionenverlaß des Grafen von Dörnberg erhält die Stadt Regensburg nichts. Der größte Theil des Vermögens ist für eine Waisenstiftung bestimmt, die den Waisen des ganzen Deutschen Reiches zu gute kommen soll. —
 — Eine streikende Armee. Als man jüngst in Basel die Großherzogin von Serofstein“ aufführte, mußte der General Bum-Bum seiner Landesherren erklären, er könnte nicht mehr Mannschaft aufbieten, da die anderen im Streit ständen. Die meisten Statisten hatten den Dienst verweigert, weil sie als abendliches Spielhonorar nur 50 Centimes (40 Pf.) erhielten. —
 — Zur Negerin geworden ist in Wien eine Hausbesitzerin, die sich gern mit weißer Schminke salbte. Sie nahm gegen Rheumatismus Schwefelbäder. Da wurde ihr Gesicht, Hals, Nacken und Arme so schwarz wie Ebenholz. Jetzt sieht sie zu Hause und wartet, bis ihr eine neue Haut wächst. —
 — Großer Brandunglück. In Pipto Szent Miklos (Ungarn) ist infolge des Brandes der Lederfabrik von Kovacs und Bodola ein ganzer Stadttheil vom Feuer ergriffen worden. —
 — Opfer des Erdbebens. Nach einer Depesche aus Buschehr wurden unter den infolge des Erdbebens auf der Insel Rischm (Zavilah) eingestürzten Gebäuden 1400 Leichen aufgefunden. —
 — Im Krankenhaus zu Cherbourg (Frankreich) sind infolge Ausströmens von Kohlengasen neun trante Frauen erstickt. —
 — In Roberval (Kanada) ist ein Nonnenkloster abgebrannt. Sieben Nonnen kamen in den Flammen um. —